

Denkmalpflege im Kanton Schwyz 1986/87

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz**

Band (Jahr): **79 (1987)**

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Denkmalpflege im Kanton Schwyz 1986/87

von Markus Bamert

Einleitung

Erneut kann die kantonale Denkmalpflege in den Mitteilungen des Historischen Vereins Restaurierungen und größere Bauuntersuchungen vorstellen. Neben zahlreiche abgeschlossene Fälle treten ungefähr gleichviele neue Objekte. Bei den meisten wurde vor Beginn der Restaurierung ein kleinerer oder größerer Bauuntersuch durchgeführt. Dadurch erhält man einerseits mehr Klarheit in die Baugeschichte eines Gebäudes, und man ist andererseits auch eventuellen Überraschungen besser gewachsen. In der Regel ist es erst nach erfolgtem Bauuntersuch möglich, das definitive Restaurierungsprogramm und damit das Endaussehen eines Baues zu erarbeiten.

Für die Restaurierungen stellt der Bund durch die Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege seine wertvolle Beratung zur Verfügung. In unserem Kantonsgebiet geschieht dies durch die Herren Prof. Dr. Alfred A. Schmid, Freiburg, Dr. André Meyer, Luzern, Dr. Josef Grünenfelder, Zug, Alois Hediger, Stans, Dr. Bernhard Anderes, Rapperswil, Architekt Hans Meyer-Winkler, Luzern, Dr. Peter Eggenberger, Moudon, sowie Peter Aebi vom Bundesamt für Forstwesen. Zudem stehen in einigen Fällen für den Untersuch und die Beratung in Putz- und Feuchtigkeitsfragen die Konsulenten der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege zur Verfügung, so die Herren Dr. Andreas Arnold vom Institut für Denkmalpflege der ETH Zürich, Dr. Bruno Mühlethaler, Zürich, und Prof. Oskar Emmenegger, Zizers.

Die folgenden Fälle wurden mit Beiträgen des Kantons und des Bundes restauriert.

Schwyz: Haus Bethlehem, Bauuntersuch

Über den Sommer und Herbst 1986 wurde am Wohnhaus «Bethlehem» auf der Ital Reding-Hofstatt ein umfangreicher Bauuntersuch durchgeführt. Die «Stiftung Ital Reding-Haus» hatte Dr. Peter Eggenberger, Moudon, und sein Team beauftragt, Klarheit und genaue Planunterlagen über das wohl legendärste Holzhaus in Schwyz zu erhalten. Allerdings hätte es sich kaum gerechtfertigt, lediglich zur genaueren Datierung einen derart intensiven Untersuch durchzuführen. Vielmehr sollte er genaue Fakten liefern für die De-



Schwyz, Haus Bethlehem von Süden. Mit Ausnahme der beiden seitlichen Lauben wurde das Haus 1287 erbaut. Im späten 17. Jahrhundert dürften die Fenster in ihrer Größe verändert worden sein.

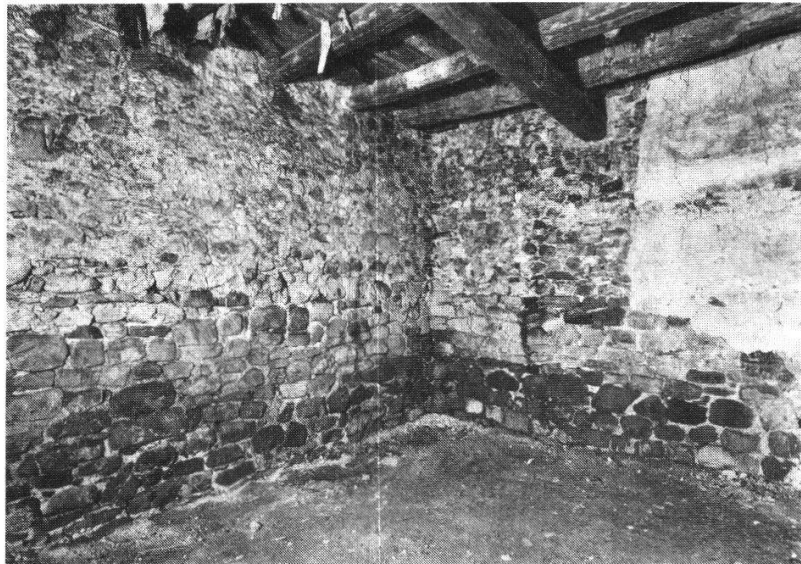
tailplanung einer künftigen Nutzung sowie zur Lösung verschiedenster Fragen anlässlich einer bevorstehenden Restaurierung.

Das Baujahr des «Bethlehem» wurde bis anhin mit «Mitte des 16. Jahrhunderts» angegeben. Das Haus selber lieferte dazu kaum Daten. Lediglich das Buffet in der Stube trägt die Jahrzahl 1559. Gleichen Datums sind die Wapenzierden in der straßenseitigen Laube. Deshalb galt diese Inschrift als mögliches Erbauungsjahr. Weil das «Bethlehem» den Dorfbrand von 1642 als einziges Holzhaus im engeren Dorfkreis Schwyz überstand, entwickelte sich um das Gebäude ein interessanter Sagenkranz. Die Datierung vor dem Dorfbrand wurde allgemein nie bezweifelt, obwohl sich die Jahrzahlen lediglich auf Einrichtungsgegenständen befinden, die doch auch von einem Vorgängerbau hätten stammen können.

Bereits vor dem Untersuch erkannte man im heutigen Keller Mauerzüge von etwa einem Meter Höhe, die mit größter Sorgfalt ausgeführt sind. Auf dieses Mauerwerk stützt sich ein jüngerer. Diese Umstände ließen vermuten, daß es sich um Überreste eines bedeutend älteren Baues handeln könnte, dessen Fundamente als Substruktion des neueren Kellers und Holzbaus wieder verwendet wurden. Diese Annahme bildete die Grundlage des Untersuchs.

Zunächst wurden indes die einzelnen Etappen des Holzbaues unter die Lupe genommen. Dabei wurde festgestellt, daß der ursprüngliche Holzbau noch vollumfänglich vorhanden ist. Diesem ersten Volumen wurden später beidseits Lauben vorgehängt. Zu einem noch späteren Zeitpunkt wurden diese beiden Lauben zu Schlafzimmern umfunktioniert. Möglicherweise gleichzeitig mit dem Einbau der beiden zusätzlichen Zimmer wurde die alte Rauchküche unterschlagen, indem ein Gangboden sowie eine Decke über der alten, ursprünglich bis unters Dach reichenden, Küche eingebracht wurde. In diesem neu geschaffenen Raum wurde eine zweite Küche eingerichtet, was darauf hindeutet, daß das Haus von zwei Familien bewohnt wurde.

Schwyz, Haus Bethlehem.
Blick in den Südkeller mit
der alten, sehr sorgfältig
ausgeführten Mauer, die
bis ca. 1,5 m Höhe erhal-
ten geblieben ist.



Überraschung bot dann der gemauerte Sockel des Wohnhauses. Der heute als Keller benutzte Raum in der Südwestecke entpuppte sich als ehemaliger Festsaal. Unter zirka 40 cm Erde und Schmutz fand sich ein alter Tonplattenboden. Die beiden großen Fenster – das westseitige ist teils im Erdboden versunken, das südseitige war jahrzehntelang hinter einer Scheiterbeige versteckt – besitzen gut gearbeitete, sandsteinerne Einfassungen. Die Sitzbänke unter den Fenstern sind vermauert, aber noch deutlich ablesbar. Unter späteren Kalktünchen kamen Wandmalereien zum Vorschein, die aber noch nicht deutbar sind. Die relativ reiche Ausstattung läßt den Schluß zu, daß dieser Raum der repräsentativste des ganzen Hauses war. Stilistisch läßt er sich dem 16. Jahrhundert zuordnen.

Zur Altersbestimmung des Holzwerkes ist zurzeit die Dendrochronologie die zuverlässigste Methode. Man weiß heute, daß Konstruktionsholz früher frisch geschlagen verwendet wurde, damit sich der Bau beim Austrocknen richtig verzahnen konnte. Gut gelagertes Holz verwendeten damals, wie heute noch, lediglich die Schreiner zur Herstellung von Möbeln und anderen Innenausstattungen.

Bei der Dendrochronologie wird die Wachstumsepoche, im Idealfall das Fällungsjahr des Holzes, anhand der Abfolge der Jahrringe bestimmt. Heute existieren weit zurückreichende datierte Wachstumskurven. Mittels dieser Kurven wird versucht, eine Holzprobe einzureihen. Damit kann das Fällungsjahr festgestellt werden, vor allem dann, wenn der Stamm noch bis zur Rinde vorhanden ist.

Der Holzkonstruktion des «Bethlehem» wurden zahlreiche Proben entnommen. Am meisten interessierte natürlich das Resultat der Holzprobe aus den ältesten Teilen des Gebäudes. Das Resultat dieser wissenschaftlichen Altersbestimmung ließ lange auf sich warten. Um so größer war dann die Überraschung! Das Alter des Kerns des «Bethlehem» reicht so weit zurück, daß alle am Untersuch Beteiligten das Resultat zunächst anzweifelten

und darum sicher gehen wollten. Nochmals wurden Proben entnommen, das Resultat indessen blieb das gleiche. *Das Holz für den Kernbau wurde zwischen 1279 und 1287 gefällt. Das Alter des «Bethlehem» geht also vor die Gründung der Eidgenossenschaft zurück. Als Erbauungsjahr darf 1287 angenommen werden, da an den Baumstämmen alle Jahrringe dieser Datierung vorhanden sind, also das ganze Wachstum des Baumes bis zu seiner Fällung verfolgt werden kann.* Bei den anderen Baumstämmen sind die äußersten Jahrringe abgeschrotet, so daß diese lediglich anhand des ältesten noch vorhandenen Jahrringes datiert werden konnten.

Wie verhält es sich nun aber mit den jüngeren Kellern im Sockelbereich? Es ist eindeutig feststellbar, daß die heute erkennbaren Keller zu einem späteren Zeitpunkt neu unter das bestehende Wohnhaus eingefügt worden waren, was bei einem Holzbau technisch möglich ist. Selbstverständlich besteht auch die theoretische Möglichkeit, daß der Holzbau abgetragen und auf den neuen Sockel gestellt worden ist. Dagegen spricht jedoch die Tatsache, daß das Holz keine Abbauschäden aufweist und die Verzahnung der einzelnen Balken sehr intensiv ist.

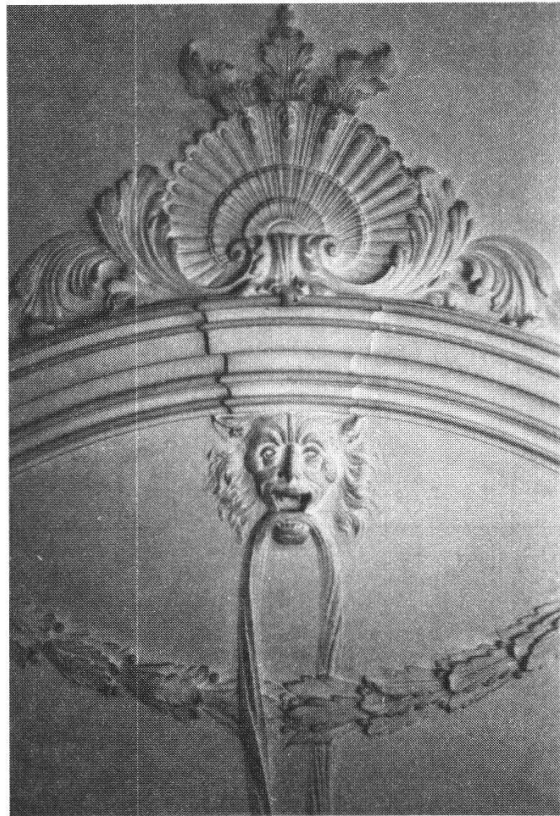
Optisch präsentiert sich das Bethlehem heute als Gebäude des späten 17. bzw. frühen 18. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt wurden die beiden seitlichen Lauben angefügt sowie die Fensteröffnungen auf die heutige Form gebracht. Dieser Zustand wird für die Restaurierung des Äußern richtungsweisend sein.

Das Haus «Bethlehem» ist heute das älteste sicher datierte hölzerne Wohnhaus in der Schweiz. Es spiegelt auf schöne Weise die Wohnverhältnisse des 13. Jahrhunderts in unserem Gebiet wider und ist ein einmaliger Zeuge des privaten Wohnens zur Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft. Die Bemühungen zur Restaurierung werden diesen Umständen Rechnung zu tragen haben.

Schwyz: Gartensaal im Reding-Haus an der Schmiedgasse

Das Reding-Haus an der Schmiedgasse gehört zu den markantesten Herrenhäusern von Schwyz. An ihm wurden in Schwyz erstmals die geschweiften Giebel ausgeführt, später ein typisch schwyzerisches Element, das sich an zahlreichen Gebäuden wiederholte.

Die Franzoseneinfälle von 1798 zogen das Haus und dessen Ausstattung stark in Mitleidenschaft. In der Folge wurden die Innenräume größtenteils neu gestaltet; ob auch der ebenerdige Gartensaal, konnte nicht ermittelt werden. Der Untersuch zeigte, daß unter der heutigen Ausstattung eine einfache, leicht profilierte Balkendecke liegt, ähnlich der Ausführung in den Erdgeschoßgängen, die den Hof umziehen. Ob sich der Gartensaal ursprünglich über die ganze Hauslänge ausdehnte, konnte ebenfalls nicht mehr ausgemacht werden.



Schwyz, Reding-Haus an der Schmiedgasse.
Ausschnitt aus der restaurierten Stuckdecke.

Zwischen 1890 und 1911 hat Architekt H. B. von Fischer von Bern das Haus restauriert und teilweise erneuert. Er gestaltete den westseitigen Erker in Spätrenaissanceformen, vermutlich auch den westseitigen Garten mit dem Neorenaissancebrunnen.

Von Fischer nahm sich für die Ausgestaltung des Gartensaals einen späten Louis-XIV-Stil zum Vorbild. Vor der Ausführung zeichnete er detaillierte Pläne, nicht nur vom Stuck selber, sondern auch von den übrigen Ausstattungsgegenständen wie Marmorcheminée, Marmorboden, Boiserien in Eiche, Tür- und Fensterbeschlägen, Vorhangschienen; ja sogar die in die Decke eingelassenen Glühbirnen plante er mit. Diese 1907 datierten Pläne haben sich im Familienarchiv erhalten und sind ein wertvolles Dokument eines Architekten und Innendekorateurs dieser Zeit. Entsprechend sorgfältig war auch die Ausführung, wobei nicht bekannt ist, mit welchen Werkstätten Fischer zusammenarbeitete. Die Details verraten eine überaus feine, stil-sichere Hand.

Die Stukkaturen sind direkt an Ort und Stelle frei angetragen und ausmodelliert. Die Qualität ist derart gut, daß lange Zeit der Verdacht bestand, Fischer könnte wesentliche Partien aus der Zeit um 1700 übernommen haben und lediglich einige Zutaten, wie Blümchen und Lampenfassungen hinzugefügt haben. Der Untersuch der Stuckmasse hat jedoch deren zeitliche Einheit gezeigt. Zum Glück sind diese Stukkaturen bis jetzt noch nie restauriert, sondern lediglich mit Leimfarbe übermalt worden. Die jetzige Freilegung geschah äußerst sorgfältig, ohne die Oberflächenhaut zu verletzen.

Nach der Entfernung jüngerer Farbschichten wurde der plastische Stuck lediglich einmal dünn gekalkt, während die Flächen mehrere dünne Anstriche erhielten. Um den schon gealterten Ton der Boiserien nicht zu zerstören, wurden diese lediglich mit Holzseife gereinigt und neu gewachst. Gleichzeitig wurden die in Stuckrahmen eingelassenen zahlreichen Familienporträts restauriert. Dabei zeigte sich, daß einige der Porträts original aus der Zeit stammten, andere hingegen anhand von Originalen in andern Redinghäusern kopiert worden sind.

Schwyz: Hauptplatz, Haus Rickenbach

Der Hauptplatz von Schwyz wird von einer Reihe von Bürgerhäusern gesäumt, die in ihrem Kern auf die Zeit nach dem Dorfbrand von 1642 zurückreichen. In den letzten Jahren wurden die meisten dieser Häuser restauriert. Das Haus Rickenbach hat seit seiner Bauzeit wenig Veränderungen erfahren. Das Portal sowie die vergipste Dachuntersicht sind barocke Zutaten. Der geschweifte Giebel sowie das Wandbild des heiligen Franz Xaver auf der Kirchenseite dürften vermutlich gleichzeitig entstanden sein. Eine Zutat des 19. Jahrhunderts sind die Jalousien. Die jüngste Veränderung ist die materialmäßig und formal dem Haus angepaßte Gestaltung des Ladengeschosses.

Bei der Restaurierung wurde nun versucht, den alten Putz, soweit er gut erhalten war, möglichst großflächig zu erhalten. Der alte und der neue Putz erhielten einen Mineralfarbanstrich in einem leicht gebrochenen Grau, während die vergipsten Untersichten kalkweiß sind. Die Sandsteineinfassungen um die Fenster sind anhand des Befundes grau lasiert. Bis ins 19. Jahrhundert war es durchaus üblich, daß Elemente in Sandstein bei Fenstern und



Schwyz, Haus Rickenbach. Die Westseite des Schwyzer Hauptplatzes wird durch das Doppelhaus Rickenbach-Castell dominiert. Dieses entstand unmittelbar nach dem Dorfbrand von 1642.

Portalen durch einen dunkleren Anstrich, oft in Kalklasurtechnik, farblich intensiviert wurden. Sie wurden nicht auf Sicht belassen, und dennoch bleibt dabei die Steinstruktur lesbar.

Als Hauspatron ist auf der Giebelseite gegenüber der Pfarrkirche der heilige Franz-Xaver aufgemalt. Das Bild ist in Fresko ausgeführt, wobei jedoch zahlreiche Lasuren in Kalksecco ausgeführt wurden. Dementsprechend zeigte sich das Schadenbild. Nach ersten Festigungen der Malschicht konnte das Bild gereinigt und von späteren Übermalungen befreit werden. Dabei kam das leuchtende Gelb des Hintergrundes zum Vorschein. Bei den Fensteranschlüssen am Bildrand fanden sich übrigens Bemalungsreste der Graufassung, nach der die Fenstereinfassungen lasiert wurden.

Schwyz: Bauernhaus «Unteres Herrenfeld»

Oberhalb des Herrenhauses «Maihof» steht ein im Vergleich bescheidenes Tätschdachhäuschen. Dieses wurde vermutlich im 17. Jahrhundert erbaut und im 19. Jahrhundert dick verputzt. Dabei wurden das Strickwerk zur besseren Haftung des Putzes mit kleinen Holzzäpfchen vollgespickt und gleichzeitig die Fensteranordnung und deren Größe verändert.

Nach der Entfernung des Putzes präsentierte sich das Holz in einem derart schlechten Zustand, daß man es nicht mehr zeigen konnte und das Strickwerk deshalb verschindelte. Gleichzeitig wurden alle Fenster in ihrer alten Größe an ihren ursprünglichen Standort versetzt und das Dach sowie die Klebedächer, die nur noch teilweise vorhanden waren, erneuert. Als letzte Maßnahme erhielt der Sockel einen neuen Kalkputz mit weißem Kalkanstrich.

Arth: Haus Haider-Eigel

Obwohl das am westlichen Dorfrand von Arth stehende Wohnhaus nicht im kantonalen Schutzinventar aufgeführt ist, entschloß sich die Bauherrschaft, das Gebäude möglichst in den alten Zustand zurückzuführen. Das gewandete Holzhaus hat mit der Zeit zahlreiche eingreifende Veränderungen erfahren. Die seitlichen Lauben wurden größtenteils entfernt, die Fensteranordnung, die das Haus noch ins 17. Jahrhundert verweist, verändert und die Fassaden mit Eternit verkleidet. Der seitliche Treppenhausanbau entstand vermutlich im 19. Jahrhundert.

Nach der Entfernung der Eternitverkleidung zeigte sich das Holzwerk in einem äußerst schlechten Zustand, so daß aus statischen Gründen etliche Balken ersetzt werden mußten. Dabei konnte die alte Fensteranordnung anhand des Befundes rekonstruiert werden. Für die Fenstergestaltung wählte



Arth, Haus Haider-Eigel.
Zustand vor der Restaurierung.



Arth, Haus Haider-Eigel.
Das bisher unbeachtete
kleine Häuschen am südli-
chen Dorfrand von Arth
hat dank einer sorgfälti-
gen Sanierung sein ange-
stammtes Bild zurücker-
halten.

man eine in unserer Gegend im frühen 18. Jahrhundert bei Bauernhäusern oft angewandte Form mit kleiner Sprossenteilung. Die Fassaden des Hauptbaues wurden mit Breitschindeln verrandet, die am ehesten dem Charakter der Erbauungszeit des Hauses entsprechen, während der jüngere Treppenhäusenanbau kleinere Rundschindeln erhielt. Die Rekonstruktion der seitlichen Lauben und die damit verbundene Verlängerung des Daches gibt dem Haus wieder sein behäbiges Aussehen.

Ingenbohl: Brunnen, «Schiltenuüni»

Die Häuserzeile gegenüber der Dorfkapelle Brunnen hat ihren merkwürdigen Namen von den ehemals neun Giebeln, die dieses Quartier kennzeichneten. Im Laufe der Zeit, besonders durch Umbauten des 19. Jahrhunderts, hat sich diese ursprünglich barocke Form verändert, der Name aber ist geblieben. Das ursprüngliche Aussehen der Bauten ist durch Arbeiten unserer lokalen Kleinmeister Schmid, Föhn und Reichlin bekannt.

Brunnen, Schiltennüni.
Ansicht nach der Restaurierung. Jedes Gebäude hat sein Gepräge behalten können, ohne daß dabei der Zusammenhang verloren ging.



Für die Restaurierung und Farbgebung war jedoch der heutige Charakter maßgebend, der stark dem späten Klassizismus verpflichtet ist. Durch die Nutzung als Gastgewerbebetriebe hatten die Bauten strukturelle Veränderungen erfahren, besonders die ursprünglich recht geschlossen wirkenden Sockelgeschosse wurden durch Einbauten von Restaurationsbetrieben verändert. Die alten Wirtsstuben befanden sich wie allgemein üblich im ersten Obergeschoss.

Ihren ursprünglichen Charakter haben lediglich das Haus Stieger und das Gasthaus Tübli wahren können. Diese beiden flankieren Hotelbauten, die im 19. Jahrhundert um ein Stockwerk erweitert worden sind. Dabei wurde die Giebelstellung Richtung Straße zugunsten der modernen Auffassung der traufseitigen Straßenstellung aufgegeben. Dazu kamen breite Quergiebel, die die Trauflinien durchstoßen. Die Fenster erhielten Aufsätze in Kunststein oder Holz.

Die Besitzer der Häuser dieser kleinstädtisch anmutenden Zeilenbebauung unternahmen gemeinsam eine Außenrestaurierung. So konnte ein Gesamtkonzept erarbeitet und gleichzeitig auf die einzelnen Bauten Rücksicht genommen werden. Je nach Aussagekraft der einzelnen Elemente ist deren Behandlung und Farbigkeit gewählt. Jeder Bau erhielt dadurch seine ihm typische Charakteristik, ohne zu dominieren. Im gleichen Zug ist ein Beschriftungskonzept erarbeitet worden. Dabei erfuhren die beiden Wirtshausschilder des «Rössli» und des «Tübli» besondere Pflege. Dank dieses Vorgehens konnte eine harmonische Gesamtwirkung erzielt werden.

Steinen: Pfarrkirche, Hochaltarbild und Kümmerisbild

Anläßlich der letzten Innenrestaurierung wurde das vorher in der oberen Sakristei plazierte Kümmeriskreuz an Stelle des Deschwandenbildes in den Hochaltar eingesetzt. Diese Situation vermochte nie ganz zu befriedigen.

Durch glücklichen Zufall fand sich das ehemalige Hochaltarbild wieder. Nach dem ersten Entstauben zeigte sich ein gutes Werk, vermutlich aus der Brandenburgwerkstatt in Zug.

Zunächst galt es für das im Volk verwurzelte Kümmerniskreuz einen würdigen Platz zu finden. Nach verschiedenen Vorschlägen wurde dieses an den für ein Triumphbogenkreuz üblichen Standort plaziert. Der etwas dünn wirkende, jüngere Kreuzbalken wurde durch einen kräftigeren ersetzt. Das Hochaltarbild erhielt nach erfolgter Restaurierung seinen ursprünglichen Platz. Anlässlich der Plazierung des Kümmerniskreuzes zeigte sich, daß im Schlußstein des Triumphbogens bereits ein verschlossenes Loch vorhanden war. Es ist anzunehmen, daß dieses ursprünglich zur Montage eines Triumphbogenkreuzes diente.

Steinen: Restaurant Stauffacher

Im Dorfteil östlich der Steineräa dominiert der strenge Baukörper des Hotels Stauffacher. Auf quadratischem Grundriß stehen drei Voll- und ein Mezzaningeschoß. Darauf liegt ein Zeltdach mit recht schwacher Neigung, so daß dieses im Straßenbild nicht übermächtig wirkt. Sockelgeschoß und Ecklisenen sind mit Putzquadern versehen.

Der gutproportionierte Biedermeierbau befand sich in einem schlechten Zustand, so daß Maßnahmen zur statischen Sicherung notwendig waren. So mußte ein Großteil der Putzdekorationen erneuert werden. Ebenso befanden sich die Sandsteinarbeiten an Fenstern und beim westseitigen Balkon in einer derart desolaten Verfassung, daß viele Partien nicht mehr gehalten werden konnten und ersetzt werden mußten. Eine dezente Farbgebung betont den Charakter des strengen Baukörpers.

Oberiberg: Bauernhaus Johannisberg

Das Bauernhaus Johannisberg – der Name der Liegenschaft deutet auf ehemaligen Kirchenbesitz hin – gehört zu den größeren und aufwendigeren Bauernhäusern von Oberiberg. Sonst dominiert beim bäuerlichen Kulturgut dieser Gegend das Tätschdachhaus bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Das Haus orientiert sich mit einer Front gegen das Dorf, mit der anderen gegen Süden. Die genaue Bauzeit kann nicht eruiert werden. Verschiedene Details weisen jedoch auf eine Erbauungszeit um 1700. Dagegen konnte festgestellt werden, daß das Haus, mit Ausnahme des nordseitigen WC-Anbaues, in einem Zug entstanden ist.

Der strukturelle Aufbau ist interessant. Es fehlt die sonst übliche, große Freitreppe unter dem Klebedach, die direkt ins erste Stockwerk führt. Bergseits ist dieser Eingang zwar vorhanden, auf der Straßenseite aber

Oberiberg, Bauernhaus
Johannisberg. Nach der
Restaurierung. Blick auf
die Hauptfront.



fehlt er. Dort führt in der Hausmitte ein breiter Zugang ebenerdig in das Kellergeschoß. Der eigentliche Hauptzugang führt also vom Keller in die Wohngeschosse. Diese Konzeption findet sich bei Bauernhäusern in unserer Gegend sonst erst im frühen 19. Jahrhundert. Sie ist beim Haus Johannisberg aber ursprünglich. Über dem Hauptzugang liegt nämlich ein Doppelfenster, das ursprünglich mit Ziehladenverkleidung und Seitenbärten ausgestattet war, was als Negativ im Strickwerk heute noch sichtbar ist.

Spuren der gleichen Dekoration fanden sich auch auf der dorfzugewandten Front des Hauses. Der Schindelschirm mußte vollständig erneuert, das ganze Dach sowie der Putz der Sockelmauer vollständig überholt werden. Letztere erhielt einen Schlemmputz in alter Tradition. Zur alten Bausubstanz gehört auch die Hauptstube im ersten Obergeschoß mit einfacher Decke und Wandtäfer sowie eingebautem Büffet. Dieser Raum wurde ausgebaut, restauriert und ergänzt.

Morschach: Pfarrkirche St. Gallus

Nachdem vor zwei Jahren an gleicher Stelle über die ersten Ergebnisse des Bauuntersuchungs geschrieben wurde, kann heute von dessen weiteren Resultaten und von der eigentlichen Restaurierung berichtet werden.

Nach dem Abschluß der archäologischen Grabungen (Bericht in den «Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz», Heft 78, 1986) konnte vom Gerüst aus der Untersuchung des aufgehenden Mauerwerks fortgesetzt werden. Über die großflächig erhaltene gotische Malschicht wurde bereits berichtet. Zur großen Überraschung fanden sich unter der Ausstattung des 18. Jahrhunderts im Chorgewölbe sowie an der Chorwand weitere Malschichten. Die Malerei der Chorwand besteht aus eher primiti-



Morschach, Pfarrkirche St. Gallus. Der restaurierte Hochaltar.

ven Rankenmalereien, die nur sehr fragmentarisch erhalten sind. Gut intakt ist hingegen die Malschicht am Chorgewölbe. Sondierschnitte haben ergeben, daß es sich vermutlich um die Darstellung der vier Evangelisten handelt. Das gleichzeitige Gewölbe im Schiff besaß hingegen keine Male-reien dieser ersten barocken Dekorationsepoche des 17. Jahrhunderts. Dafür fand sich an der Südwand eine aufgemalte Rose mit Datum und Initialen («MD 1598»). Diese Inschrift war bis zur jüngsten Restaurierung hinter einem Holztäfer versteckt und deshalb gut erhalten. Anhand erhaltener Putzbrauen konnte nachgewiesen werden, daß das Kirchenschiff ein Wand-täfer bis auf Fensterhöhe besaß, in das vermutlich Chruzen integriert waren. Das jüngste Täfer, das von der letzten Restaurierung stammte, war aber formal nicht mehr zu gebrauchen, so daß heute die Gipsglätte bis zum Boden läuft.

Der Untersuch der Wand- und Deckenflächen schien zunächst ohne brauchbares Ergebnis zu verlaufen, fanden sich doch immer wieder die gleichen Grauspuren, die zunächst als Verschmutzung angesehen wurden. Die mikroskopische Überprüfung zeigte jedoch, daß es sich um einen leicht grau pigmentierten Kalkanstrich handelt, der sich von der plastischen Deko-ration absetzt. Auf dieser fanden sich keine pigmentierten Anstriche. Zu-nächst berührte dieses Farbklima etwas merkwürdig. Nach erfolgten Anstri-chen zeigte sich indessen, daß dadurch eine äußerst harmonische Farbwir-kung entstand.

Die Stukkaturen selber waren mehrmals überkalkt worden, so daß sie sich

Morschach, Pfarrkirche St. Gallus. Ausschnitt aus der Decke im Kirchenschiff mit freigelegten Stukkaturen und Deckenbild.



von der Grundfläche wenig plastisch mehr abhoben. Die sorgfältige Freilegung bestätigte die Qualität der Stukkaturen, so daß eine Zuschreibung an die Werkstatt der Klotz und Scharpf gewagt werden darf, obwohl sich keine Signatur fand und schriftliche Belege fehlen. Die Verwandtschaft mit den gesicherten Arbeiten dieser Meister in Schwyz, Seewen und Rickenbach lassen diese Zuschreibung zu.

Die Deckenbilder waren nicht nur stark verschmutzt, sondern auch großflächig übermalt. Bei den Apostelbildern wurde die Urhebererschaft von Josef Ignaz Weiß stark bezweifelt. Gerade diese Bilder waren in den wichtigsten Partien vollständig übermalt und ihre Qualität zeigte sich erst nach der Freilegung. Trotz der Übermalung darf der Erhaltungszustand, abgesehen von starker Rißbildung, als gut bezeichnet werden. Großflächige Retouchen waren, mit Ausnahme des Geburtsbildes, nicht notwendig.

Als überraschend farbenprächtig erwies sich die Originalfassung des Hochaltars. Neben gut erhaltenen Originalvergoldungen, die größtenteils freigelegt werden konnten, fand sich großflächig eine rote Originalfassung. Besonders schön war die Farbigkeit der Figuren erhalten. Auch die beiden wiederverwendeten gotischen Figuren im Giebelfeld wurden lediglich auf die barocke Fassung freigelegt, um sie in den Barockaltar richtig einbinden zu können. Heute zeigt sich, daß sich das Kreuzigungsbild des 19. Jahrhunderts am Hochaltar wesentlich besser ins Farbklima einfügt, als bisher angenommen wurde. Nachdem kein altes Antependium mehr vorhanden war, konnte im Kunsthandel ein Seidenbrokatantependium aus dem späten

18. Jahrhundert erworben werden, das farblich gut zur Altarfassung paßt. An der Chorwand hinter dem Hochaltar ist in die Mauer ein Sandsteinrelief mit der Darstellung eines Engels eingelassen. Dessen farbige Fassung wurde aus Kostengründen nicht freigelegt.

Die Seitenaltäre des frühen 19. Jahrhunderts besaßen größtenteils noch die originale Fassung. Der Firnis war jedoch stark vergilbt, so daß er entfernt und erneuert werden mußte. Die alte Polierweißfassung der Figuren konnte beibehalten werden.

Gleichzeitig mit der Rahmendekoration entstand die schwungvolle Rokokokanzel. Hier konnte ebenfalls eine kräftige Originalfassung, inklusive Vergoldungen, freigelegt werden, die hervorragend zum Raumklima paßt.

Nach der Montage der Altäre wurde die zurückhaltende Farbigkeit von Stuck und Wänden ohne weiteres verständlich. Die damaligen Faßmaler dieser Dekorationselemente sahen den Hochaltar und die Kanzel in ihrer prächtigen Originalfassung. Ein Allzuviel an Wänden und Decken hätte erdrückend wirken können, zumal man sich noch die Seitentäfer vorzustellen hat, die bis unter Fensterhöhe reichten und auf die es ebenfalls Rücksicht zu nehmen galt. Das Resultat belohnte den Entscheid, möglichst getreu dem Originalbefund zu folgen.

Die Empore ist eine Zutat des 19. Jahrhunderts. Auf ihr stand ein relativ breiter, schwer wirkender Orgelprospekt. Der Untersuch zeigt, daß der Mittelteil mit der Orgel, die aus dem Frauenkloster Muotathal zugekauft worden war, identisch ist. Sie stand dort auf der Schwesternempore. Die Orgel wurde inbezug auf Größe und Farbe in den alten Zustand zurückgeführt. Das eigentliche Orgelwerk sowie das Pfeifenmaterial mußten vollständig ersetzt werden. Obwohl die kräftige Fassung nicht mit derjenigen von Altären und Kanzel korrespondiert, entschied man sich, das Original beizubehalten.

Durch die Entfernung der Farbverglasung und das Einsetzen von Bienenwabenscheiben verfügt der Kirchenraum wieder über seine ursprüngliche Helligkeit, die für Barockräume von großer Bedeutung ist. Zur Festlichkeit des Raumes tragen auch die nach Muranovorlagen geschaffenen Leuchter bei.

Altendorf: Wohnhaus Hirschen

Der ehemalige «Hirschen» an der Gemeindegrenze von Altendorf gehört zu den guten Vertretern der spätestbarocken Bürgerhäuser der March. Die ostschweizerische Beeinflussung ist am «Hirschen» deutlich ablesbar. Auf dem steilen Satteldach sitzen zwei Quergiebel mit der typisch geschweiften Form. Das annähernd quadratische Gebäude ist streng symmetrisch instrumentiert. Ursprünglich führte eine doppelläufige Freitreppe zum Haupteingang, der unter einem kleinen, mittels zwei Säulen abgestützten Balkon liegt. Durch

Altendorf, ehem. Hirschen. Das Märchler Bürgerhaus zeigt in seiner architektonischen Ausgestaltung deutlichen ostschweizerischen Einfluß.



die Terrainveränderungen, bedingt durch die Bahnüberführung, verschwand diese Situation, sodaß der Eingang heute ebenerdig ist.

Die ganze Außenhaut mußte anlässlich der inzwischen abgeschlossenen Außenrestaurierung erneuert werden. Die einfachen Begleitlinien um die Sandsteineinfassungen der Fenster wurden nach Befund rekonstruiert. Aufwendig war die Restaurierung der Sandsteinarbeiten beim Portal, das in den untern Zonen völlig versalzen und zerstört war.

Im gleichen Zusammenhang wurden das qualitätsvolle Wirtshausschild sowie das gleichzeitige Balkongeländer restauriert. Anhand des Befundes wurde die Farbgebung aller Elemente erneuert.

Siebnen: Kapelle St. Nikolaus

Vgl. den besonderen Bericht im Heft 1988 der MHVS.

Tuggen: Loreto-Kapelle in der Chromen

In der katholischen Schweiz wurden im Verlauf des 17. Jahrhunderts mehrere Kapellen des Loretotyps erbaut. Meist stehen diese Heiligtümer im Zusammenhang mit einer Wallfahrt zur «Casa Santa» in Loreto in der Provinz Ancona, Italien.

Diesen Ort haben nach der Legende die Engel im Jahre 1295 als endgültigen Standort für das Wohnhaus der Maria in Nazareth gewählt, um jenes vor der Türkenwut zu retten. Schon bald entwickelte sich in Loreto eine gut be-



Tuggen, Loreto-Kapelle in der Chromen. Loreto-Kapellen zeichnen sich durch den fehlenden Westeingang aus. An seine Stelle tritt das Engelsfenster.

suchte Wallfahrt. Zahlreich sind auch die Besucher aus der Schweiz. Sie nahmen Skizzen und Pläne der Kapelle mit nach Hause und ließen in Erinnerung an ihre Wallfahrt Loretokapellen in starker Anlehnung an das Original erbauen. Die bekanntesten in der Schweiz sind diejenigen von Hergiswald (LU), Freiburg, Zug und Bürglen (UR). Aber auch der Kanton Schwyz besitzt eine weitere Loretokapelle, diejenige in Biberegg bei Rothenthurm.

Es handelt sich also um das legendäre Wohnhaus der Jungfrau Maria. Demzufolge teilt sich das Innere in zwei durch ein Holzgitter voneinander getrennte Räume. Der Raum hinter dem Gitter, die Küche, ist durch den «Santo Camino» – eine oft mit dem Haken für das Kochgeschirr versehene Mauernische – ausgezeichnet. Der Raum mit dem Altar, der Wohnraum Mariens, besitzt auf der Schmalseite das sogenannte Engels- oder Verkündigungsfenster, durch das der Erzengel Gabriel in den Wohnraum der Maria eingedrungen ist. Dafür fehlt eine westseitige Türe. Die Türen befinden sich meist auf den beiden Breitseiten der Kapelle. Die Gestaltung der Loretokapellen beschränkt sich nicht auf diese architektonische Gliederung. Zusätzlich wird noch die Art der Wandmalerei von «Originalloredo» übernommen. Die Wallfahrtskapelle in Italien war im Verlauf der Jahrhunderte schadhafte geworden, so daß sich die Wandmalerei nur noch zum Teil erhalten hatte und das rohe Ziegelmauerwerk großflächig zum Vorschein kam. Dieses Fragmentarische der Wandgestaltung wurde als eigentliches Merkmal übernommen und in unseren Regionen, wo der Backsteinbau nicht üblich ist, als gemalte Fläche imitiert. Dazu kommt der Sternenhimmel auf dem Gewölbe.

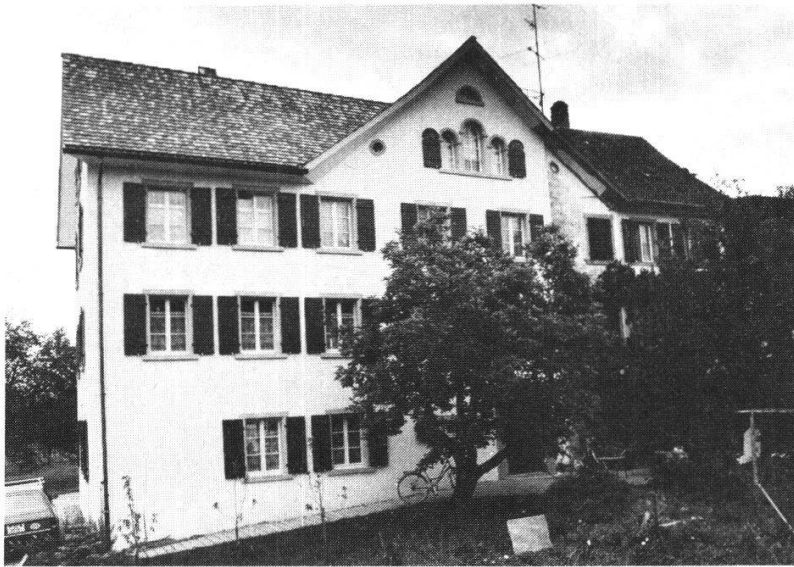
Tuggen, Loreto-Kapelle in der Chromen. Blick auf Hochaltar mit der Gruppe der Heiligen Familie, dahinter das Gitter, das «Wohnraum» und «Küche» trennt. An den Wänden die Ziegelsteinmalerei.



Die Loretokapelle in der Chromen kann bezüglich dieser Elemente geradezu als Musterbeispiel angesehen werden, sind doch alle wesentlichen Merkmale vorhanden; das Trenngitter, der «Santo Camino», das Verkündigungsfenster, der Sternenhimmel, die Backsteinmalerei mit den fragmentarisch gestalteten, figürlichen Malereien.

Die Chromenkapelle hat im Verlaufe der Jahrhunderte mehrere Veränderungen erfahren müssen. So wurden Wände und Gitter mehrfach übermalt und Ende des letzten Jahrhunderts der Barockaltar entfernt. Von ihm blieb ein kleines, auf Holz gemaltes Verkündigungsbild erhalten. Dieses diente als Anhaltspunkt für die Neugestaltung des Altars. Die vorherige Figurengruppe der Heiligen Familie, ein Werk des späten 19. Jahrhunderts, konnte durch eine aus dem Kunsthandel stammende Figurengruppe, die vermutlich auch aus einer Loretokapelle stammt, ersetzt werden. Der schwere, neubarocke Altartisch wurde ebenfalls deponiert; an seine Stelle trat ein ebenfalls aus dem Kunsthandel stammendes, auf Leinwand gemaltes Antependium.

Als eigentliche Geduldsprobe der Restauratoren erwies sich die Freilegung der gemalten Backsteinwände. Gerade diese Malerei ist für den Gesamtcharakter der Kapelle von größter Wichtigkeit. Die sorgfältigen Retouches lassen die Wände als geschlossenes Ganzes erscheinen, sind jedoch für den Fachmann jederzeit lesbar. Leider ließ sich der Sternenhimmel nicht freilegen, so daß er übermalt und anhand der Freilegungsproben rekonstruiert werden mußte. Mit dem Rot der Wände korrespondiert der helle Sandsteinboden ausgezeichnet.



Wangen, Haus Bruhin.
Typischer Biedermeierbau
mit aus der Traufe heraus-
laufendem Dreieckgiebel.

Wangen: Haus Bruhin

Im frühen 19. Jahrhundert hat sich in der March ein Baustil etabliert, der stark vom Fabrikantenstil des Zürcher Oberlandes beeinflusst ist. Der Grundriß dieser Bauten ist nicht mehr quadratisch, sondern längsrechteckig. Auch stehen sie, wo immer möglich, traufseitig zur Straße. Die ansonsten ruhige Dachfläche wird von einem kleinen Dreieckgiebel, der die Trauflinie durchbricht, aufgelockert. Der Hauptzugang liegt in der Hausmitte unter diesem Dreieckgiebel. Die Instrumentierung der Bauten ist spröde und beschränkt sich auf eine dekorative Ausbildung des Hauptzuges sowie eine reichere Ausbildung der Giebelfenster.

Das Haus Bruhin entspricht diesem Typus. Seine Entstehung dürfte im Zusammenhang mit dem Badebetrieb von Nuolen zu sehen sein. Der statische Zustand des Hauses war schlecht, so daß nach Verfestigung des Mauerwerks der ganze Innenausbau erneuert werden mußte. Sämtliche Sandsteinelemente waren derart angegriffen, daß sie ausgewechselt werden mußten. Man wählte einen handscharrierten Kunststein. Das war zu verantworten, weil die Originalsteine bereits serienmäßige Bearbeitung aufgewiesen hatten und sämtliche Werkstücke genau nach Maß hergestellt wurden. Als stilistisches Überbleibsel aus der Barockzeit darf die gerundete Dachuntersicht angesehen werden. Anhand eines erhaltenen Originalladens wurden die Brettläden sämtlicher Fenster erneuert. Die zurückhaltende Farbgebung unterstreicht den vornehmen Charakter des Hauses.

Einsiedeln: St. Anton

Während im 18. Jahrhundert in Einsiedeln der Holzbau – verputzt oder auf Sicht belassen – dominierte, wurden im 19. Jahrhundert vermehrt städtische

Baustile angewandt. Massivbauweise oder mindestens deren Nachahmung kam in Mode. Die Giebelstellung der Barockbauten Richtung Straße wurde unmodern. Die Strenge des Klassizismus hielt Einzug.

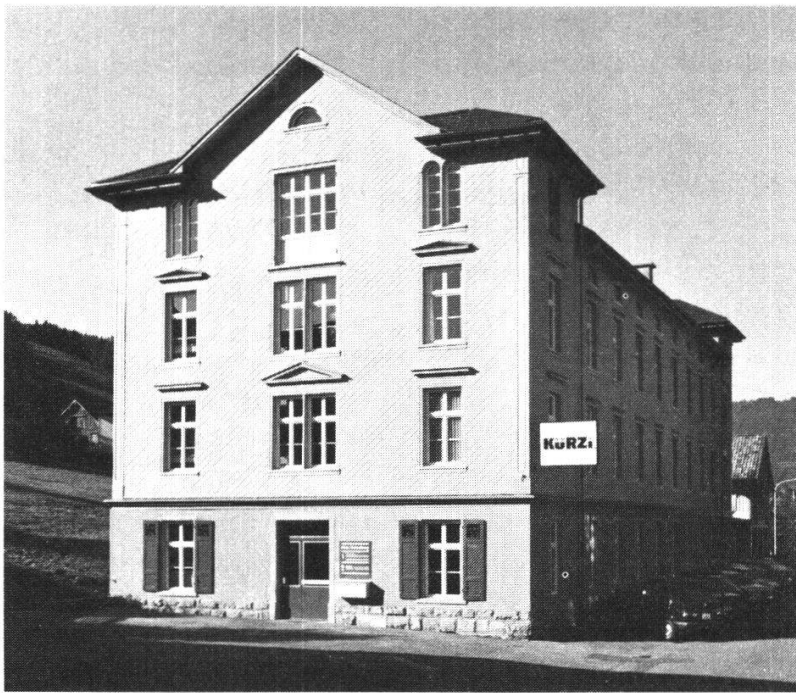
Zu den besten Vertretern dieser Epoche gehört das Haus St. Anton, nahe dem Klosterplatz gelegen. Das Gebäude wurde zwischen 1865 und 1875 durch die Druckerei Benziger als eigentliches Fabrikationsgebäude erbaut.

Das Haus besitzt eine reich instrumentierte Straßenfassade, während die Seiten- und Rückfassaden bezüglich Dekoration auf das Minimum beschränkt sind. Durch die schwache Neigung des Daches kommt dieses im Straßenbild nicht zur Geltung. Um so reicher ist die Dachuntersicht ausgebildet. Die Hausmittelachse wird durch aufwendige Sandsteinelemente betont, die sich von unten nach oben aufbauen. Das Erdgeschoß ist schon ursprünglich als eigentliche Ladenzone ausgebildet worden.

Die statische Struktur des Hauses war derart stabil, daß ohne Veränderungen Wohnungen und Geschäftsräume eingebaut werden konnten. Die Sandsteinarbeiten konnten größtenteils übernommen werden; was defekt war, wurde wieder in Sandstein ersetzt. Die Sandsteine blieben gemäß Zeitauffassung unbemalt. Der ruhige, für das 19. Jahrhundert typische Außenputz mußte erneuert werden und erhielt einen zeittypischen Anstrich.



Einsiedeln, Haus St. Anton. Die streng klassizistische Fassadengestaltung verrät städtischen Einfluß.



Einsiedeln, Druckereigebäude Gutenberg. Das Gebäude gehört zu den besten frühen Industriebauten in unserem Kantonsgebiet.

Einsiedeln: Fabrikationsgebäude Gutenberg

In den letzten Jahren fanden in der ganzen Schweiz Industriebauten aus der Frühzeit vermehrte Beachtung. Zu den markantesten Vertretern dieser Epoche gehört das als Druckereigebäude errichtete und heute wieder als solches dienende Haus Gutenberg.

Die strenge Gliederung verrät die Beeinflussung durch den Klassizismus. Über dem Sockelgeschoß stehen drei Vollgeschoße, auf denen das schwachgeneigte Dach liegt. Eine Gliederung der symmetrischen Fassaden wird durch die Betonung der vier Hausecken erzielt. Die Giebellinie durchbrechende Eckkrisalite, welche allerdings die Hausfront nicht überragen, sind turmartig betont. Die markanten Giebelseiten sind durch Fenster mit Dreieckgiebeln und einer leichten Betonung der Mittelachse bereichert.

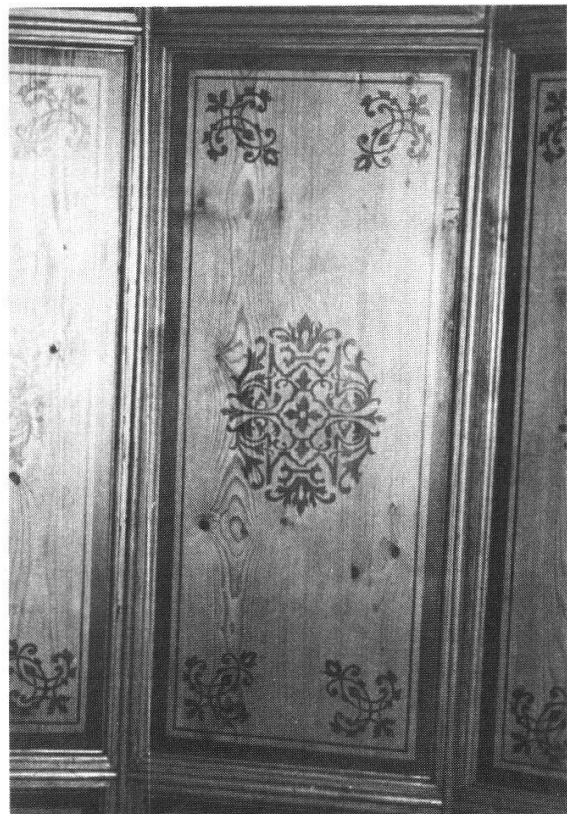
Das, mit Ausnahme des Sockels, in Holz ausgeführte Gebäude war ursprünglich mit einem Schindelschirm versehen. An dessen Stelle trat eine Eternitverkleidung in der für die Zeit um 1900 typischen diagonalen Verlegungsart. Die neuen Fenster übernehmen die Teilung der alten, die teilweise noch vorhanden waren und als Vorbild zur Rekonstruktion dienten. Fassaden und Fenstereinfassungen sowie die Dachuntersicht erhielten einen zeittypischen Anstrich.

Durch die Sanierung dieses markanten Baues aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte ein wesentlicher Beitrag an die Erhaltung der wenigen Industriebauten dieser Epoche in unserem Kanton geleistet werden.

Aus Anlaß des 1987 stattgefundenen 50-jährigen Jubiläums der Stiftung Hohle Gasse wurde die ganze Anlage saniert. So wurde auch die Kapelle einer Gesamtrestaurierung unterzogen. Das Türmchen wurde neu verschindelt und rot gestrichen. Der stark zementhaltige dicke Außenputz wurde durch einen dem Mauerwerk angepaßten Kalkputz ersetzt. Desgleichen erhielt der Innenraum eine neue Putzglätte.

Der Klinkerboden ist durch einen handgearbeiteten Tonplattenboden ersetzt. Das Sandsteinportal mit dem Küßnachter Wappen und dem Erbauungsdatum 1638 mußte lediglich neu gefaßt werden. Leider konnten die uns aus Bilddokumenten bekannten Eckquader nicht mehr angebracht werden. Heute ist nämlich an der Stelle der ehemaligen kleinformatigen Wandbilder des 17. Jahrhunderts, die anfangs des 19. Jahrhunderts durch den längere Zeit in Küßnacht lebenden Historienmaler Nikolaus Bütler überholt wurden, eine großformatige Teldarstellung von Hans Bachmann von 1905, ein Leinwandbild mit breitem Holzrahmen, plaziert. Von seiner Hand stammt auch die Darstellung von Tells Tod im Innern der Kapelle. Ebenso wurde auf einen roten Anstrich des Holzwerkes des Vorzeichens verzichtet, da sich trotz Untersuch zu viele Ungewißheiten bezüglich des Umfangs und der Begrenzung des Farbanstriches ergaben.

Bei der Reinigung der Holzdecke zeigte es sich, daß diese ursprünglich mit einer reichen Schablonenmalerei in Schwarz versehen war. Die gleichen



Küßnacht, Kapelle in der Hohlen Gasse. In der Kapelle und im Vorzeichen wurde auf der Decke eine alte Schablonenmalerei entdeckt und rekonstruiert.

Motive besaß die Decke im Vorzeichen. Im Streiflicht konnten die Motive abgepaust und rekonstruiert werden. Eine ungefähr gleichzeitige, stilistisch sehr ähnliche Decke hat sich in der Kapelle Haltikon erhalten.

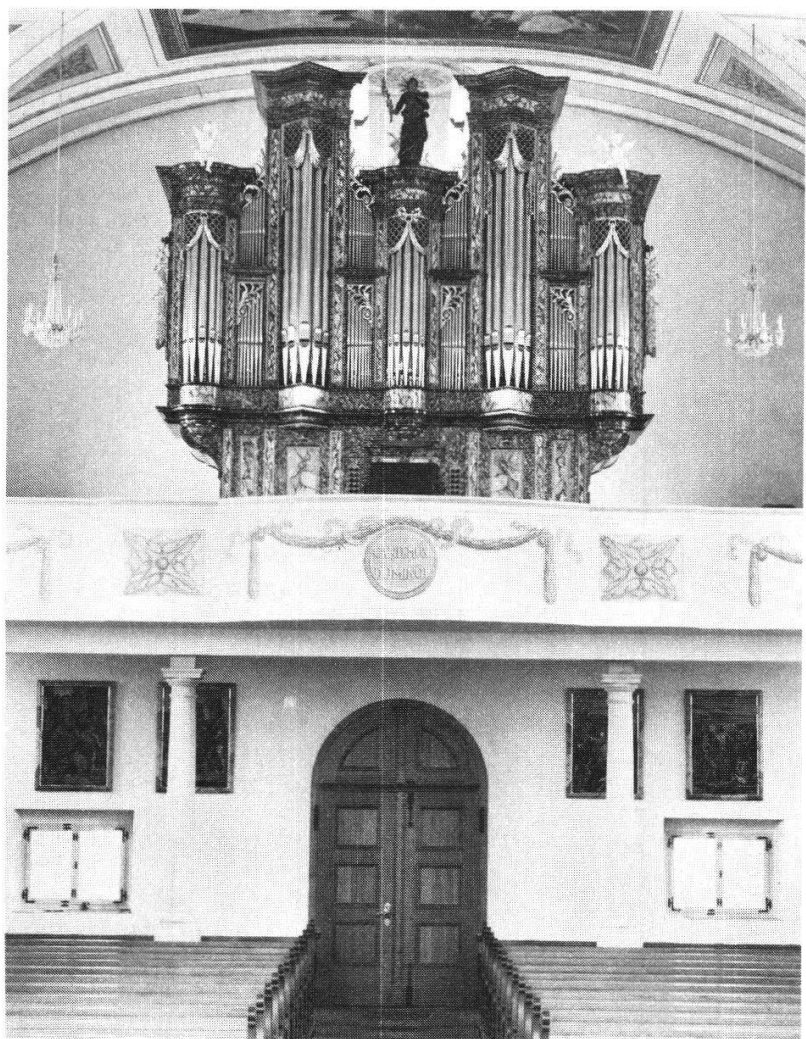
Der kleine Altar ist eine hervorragende Arbeit des frühen 17. Jahrhunderts. Das doppelstöckige Retabel besitzt Elemente des Knorpelstils der Mitte des 17. Jahrhunderts sowie stilistisch ältere Beschlagwerke an den Säulenschäften. Die Säulen sind in der Art der deutschen Renaissance horizontal gerillt. Verwandte des Altars in der Hohlen Gasse stehen in den Kapellen Haltikon und St. Martin im Thal, wobei diese Altäre an Stelle eines Mittelbildes Figurennischen besitzen. Ob dies in der Hohlen Gasse ursprünglich auch der Fall war, läßt sich nur vermuten. Das heutige Altarbild ist eine ausgezeichnete Arbeit des Malers Caspar Wolf aus Muri (1735–1798). Es stellt die Vierzehn Nothelfer dar, die sich um die Himmelskönigin versammeln. Das Bild ist signiert und datiert «Caspar Wolff Mury invenit et pinxit 1768». Aber auch Nikolaus Bütler, der das Bild überholte, hat sich verewigt. Die Darstellung der Muttergottes mit Kind im Altarauszug gehört zur Originalsubstanz des Altars. Ein stilistisch verwandtes Bild hängt in einem kleinen Altärchen aus der Pfarrkirche Gersau, das heute im Museum des Alten Rathauses Gersau steht.

Einige Überraschungen bietet die Fassung des Altars. In unserer Gegend sind wir eher an dunkle, geäderte Fassungen gewöhnt. Hier war die in Fragmenten erhaltene Originalfassung hingegen sehr bunt. Neben dem üblichen Gold an ornamentalen Teilen wurden zwei sehr kräftige Blau und Grün, neben etwas sparsameren Rottönen verwendet. Änderungen sind nur partiell vorhanden. Anhand dieser Fassungsreste konnte die Gesamtfassung erneuert werden. Die beiden Stifterwappen in der Giebelzone sind nicht original, es fanden sich unter der heutigen Bemalung jedoch keine älteren Wappen, die auf Stifterfamilien hätten schließen lassen. Der Unterbau samt Antependium als gemalte Imitation einer Scagliolaarbeit (Stuckmarmorintarsie) ist ein Produkt des Historismus. Die Seitenflügel des Unterbaus mit eingebauten Kästchen wurden weggelassen, um dem Altar seine alte Ausladung wiedergeben zu können, während das Antependium selber als gute Arbeit wieder verwendet wurde. Die beiden Figuren der Heiligen Carl Borromäus und Bruder Klaus gehören nicht zum Altar und sind einiges jünger. Deshalb sind sie heute nicht mehr auf der Mensa, sondern als Einzelkunstwerke an den Wänden plaziert.

Als letzte Maßnahme der Gesamtanierung der Anlage wurde der Kiosk, der sich im Blickfeld der Kapelle sehr störend auswirkt, entfernt und durch einen einfachen Holzbau in der Nordwestecke des geräumigen Vorplatzes ersetzt.

Über die Innenrestaurierung der Pfarrkirche Wollerau wurde bereits berichtet. Im Anschluß an diese wohlgelungene Arbeit wurde die Außenrestaurierung begonnen. Es zeigte sich, daß Putz und Sandsteinarbeiten größtenteils noch intakt waren, so daß durch eine Erneuerung des Anstrichs wiederum der für das Mauerwerk notwendige Schutz angebracht werden konnte. Da Bilddokumente über den ursprünglichen Zustand fehlen, mußte man sich an andern Singerkirchen orientieren. Anhand von Vorbildern (z. B. Schwyz) wurde eine Gliederung in ockerfarbige Flächen und helle Begleitbänder rekonstruiert. Dunkle Begleitstriche trennen die Farben. Auch die aufgemalten Eckquader des Turms wurden erneuert.

Besonders wertvoll sind die beiden Figuren in den Nischen der Eingangsfront. Diese hervorragenden Holzbildwerke dürfen noch dem späten 17. Jahrhundert zugeteilt werden. Sie sind nicht für die heutige Kirchenfront geschaffen worden, da sich unter den jüngeren, sandsteinfarbigen Anstrichen Reste einer älteren farbigen Fassung fanden, die nicht für eine Platzierung am Äußern bestimmt waren. Woher die beiden Figuren stammen,



Wollerau, Pfarrkirche St. Verena. Die zeitgleichen Vorbildern nachempfundene Orgel bildet das Gegenstück zu den wertvollen Altären.

konnte leider nicht ermittelt werden. Der zur Erbauungszeit der Kirche angebrachte Sandsteinton der Figuren wurde erneuert und der nötige Schutz gegen Holzfäulnis angebracht.

Den Abschluß der Gesamtrestaurierung der Pfarrkirche St. Verena bildete die Montage der neuen Orgel. Bauherrschaft und Denkmalpflege waren bestrebt, möglichst viel Licht durch das anlässlich der Innenrestaurierung geöffnete Westfenster in den Raum eindringen zu lassen und konzipierten entsprechend den Orgelprospekt. Auf einen hohen Mittelturm verzichtete man, so daß das hinterste Deckenbild genügend Licht erhält. Die Ornamentik der Prospekte lehnt sich dem strengen Stil der Altäre und der Dekorationsmalerei am Gewölbe an. Auf dem niedrigen Mittelturm wurde eine Heilige Verena plaziert, die im Kirchenfundus vorhanden war. Neu hingegen sind die beiden Putti auf den Seitentürmen. Die Orgel bildet ein würdiges Gegenstück zu den reichen Altären der Chorzone.